

Apokalyptiker sind abends erschöpft

Ob wohl schon wieder eine Epoche zu Ende geht? Eine Berliner Tagung zum ständig angekündigten Tod des Buches in den Geisteswissenschaften.

Als der in Stolberg geborene protestantische Jurist Johann Schneidewein mit seinen gelehrten Publikationen auf den französisch- und spanischsprachigen Buchmärkten reüssieren wollte, gräzierte er seinen Namen kurzerhand zu „Oinotomos“. Das war vor über fünf Jahrhunderten, die Frankfurter Buchmesse florierte und bildete den zentralen Umschlagplatz des europäischen Buchhandels.

Zweimal im Jahr kartierten die Verleger ihre Buchbestände nach Frankfurt und tauschten sie dort gegen die anderer Verleger. Das hatte den Vorteil, dass man zur Buchmesse kaum Bargeld mit sich führen musste; gleichzeitig fluktuierte durch diese Praxis das Wissen der frühen Neuzeit innerhalb von Europa auf bislang unvorstellbare Weise. In den Jahren zwischen 1580 und 1619 verdoppelte sich die Anzahl der zur Buchmesse angemeldeten Neuerscheinungen. Dann kam der Dreißigjährige Krieg, und fast alles wurde anders. Leipzig wurde als Buchmessenstandort relevant, vor allem aber lösten Amsterdam und andere niederländische Orte Frankfurt als Bücherstadt ab. Der Tauschhandel wich modernen Kreditssystemen.

Das alles berichtete der am Oxforder All Souls College lehrende Renaissanceforscher Ian Maclean auf der Berliner Tagung „Geist im Buch“. Daraus zu schlussfolgern, dass Märkte, auch solche für geisteswissenschaftliche Publikationen, nun einmal dem Wandel der Zeit unterliegen, wäre natürlich banal. Im kleinen unterirdischen Auditorium des Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrums der Berliner Humboldt-Universität versammelten sich Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen unterschiedlichster Forschungsherkunft, um einmal ganz grundsätzlich und vor allem historisch über Formen und Möglichkeiten des akademischen Publizierens nachzudenken. Dabei trat das geisteswissenschaftliche Buch selbst als materielle Bündelung akademischer und gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse in den Mittelpunkt – man dachte nach über Monographien und Sammelbände, über Grundrisse, Enzyklopädien und populärwissenschaftliche Bestseller, fragte nach der Rolle von Verlegern, Literaturagenten und Rezipienten wissenschaftlicher Veröffentlichungen.

Den Ausgangspunkt bildete die Frage, wie sich das akademische Publizieren im Zeitalter des Internets wandelt. Haben geisteswissenschaftliche Buchveröffentlichungen eine Zukunft, oder werden sie durch digitale Aufsatzformate ersetzt? Der Schweizer Historiker Caspar Hirschi (St. Gallen), der gemeinsam mit dem Germanisten Carlos Spörerhase von der Berliner Humboldt-Universität die Tagung organisierte, wies in seiner Einführung darauf hin, dass in der aktuellen Diskussion, wie sie in Blogs und Zeitungen geführt werde, Einigkeit vor allem in einem Punkt herrsche: Die klassische Monographie stehe in der Krise. Von den vier „apokalyptischen Reitern“,

wie Hirschi sie nannte – nämlich Google Books, Internetpiraterie, Blogosphäre und Open Access –, sei nur letzterer in der Lage, das Schicksal des akademischen Büchermarktes und den von ihm geprägten Anspruch bestimmter Formen geisteswissenschaftlichen Forschens und Publizierens grundlegend zu wandeln. Der apokalyptische Reiter „Open Access“ könne bald in staatlichem Auftrag unterwegs sein, sagte Hirschi und spielte damit unter anderem auf den jüngsten Vorstoß der baden-württembergischen Landesregierung an, Wissenschaftler zur Veröffentlichung ihrer Aufsätze in Open-Access-Datenbanken zu zwingen.

Wenn man eine Entwicklung beschreiben könne, so Anke te Heesen, die an der Humboldt-Universität den Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte innehat, dann sei sie meistens bereits vorbei. Sie trug die These vor, dass die klassische Monographie mit dem Erscheinen eines neuen Typus großer Sonderausstellungen, in denen disziplinenübergreifende Themenstellungen verhandelt würden, dem Ausstellungskatalog gewichen sei. Ausstellungskataloge seien am Ende des 20. Jahrhunderts „das neue geisteswissenschaftliche Buch par excellence“ gewesen.

Anhand der Gestaltung des Kataloges zur legendären Wiener Ausstellung „Der Wunderblock. Eine Geschichte der modernen Seele“ anlässlich des 50. Todesjahres von Sigmund Freud demonstrierte te Heesen, wie in der Kataloggestaltung immer mehr der Status eines wissenschaftlichen Standardwerkes zutage tritt; die Kuratoren einer Ausstellung werden in ihrer Interpretation zu Autoren wissenschaftlicher Publikationen. Am Beispiel des Ausstellungskataloges zeigt sich noch etwas anderes: In der jeweiligen Gestaltung eines Buches oder einer Buchreihe spiegelt sich das Verhältnis einer Gesellschaft zur Organisation ihres Wissens. Ein Katalog mag im Bildungshaushalt oft in den mittleren Etagen eines Wohnzimmerregals verstauben. Entsprechend ist nicht gesagt, dass eine akademische Open-Access-Kultur tatsächlich zu einer breiteren Rezeption akademischer Inhalte führen würde.

Niklas Luhmann hat einmal die wissenschaftliche Publikation als „Endform der Vorläufigkeit“ bezeichnet, bemerkte der junge Literaturwissenschaftler Morten Paul in seinem Vortrag über die legendäre stw-Wissenschaftsreihe des Suhrkamp-Verlages. Wollte man eine aktualitätsheischende Schlussfolgerung aus all den klugen Überlegungen ziehen, die einem im Laufe dreier Konferenztage begegnet sind, so würde sie lauten: In der Forderung nach permanenter Fortschreibung und ständiger Verfügbarkeit von Wissen durch „Open Access“ liegt eine Fetischisierung. Sie reduziert das komplexe Geflecht, in dem die Produktion und Aushandlung von Wissen stattfindet, auf eine seiner Erscheinungsformen.

Der Materialität des Buches wird dabei eine zwangsläufige Exklusivität und eine inhaltliche Abgeschlossenheit unterstellt. Wenn man aber die materielle Form, in der wissenschaftliche Forschungen zu einer „vorläufigen Endform“ finden, nur als eine von vielen Komponenten denkt, die an der Organisation von Forschungswissen beteiligt sind, wird klar: Auch mit dem vermeintlichen Ende des Buches wäre die Zeit, in der alle alles lesen oder auch nur wüssten, was sie alles lesen könnten, nicht angebrochen. HANNAH LÜHMANN



Frühneuzeitliches Sternbild des Indianers – aus Willem Janszoon Blaeus Himmelsglobus, nach 1621 Foto Sammlung Rudolf Schmidt, Wien

Wie die Neue Welt in den Himmel kam

Eine Tagung über die vielfältigen Orientierungsleistungen der Kartographie

Die technische Seite war nicht das Problem: Seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts konnten Küstenlinien sehr genau vermessen werden. Portolane sind Seekarten mit einem dichten Netz von Richtungslinien für die Navigation. Die Portolankarte Andrea Benincasas von 1508 weist für die gesamte Mittelmeerküste eine Ungenauigkeit von nur 57 Kilometern auf, wie Peter Mesenburg (Essen) auf einer Tagung über Weltbilder und Wirkungen der Kartographie erklärte, die am Wochenende im Weserrenaissance-Museum Schloss Brake in Lemgo stattfand. Karten dienen der Orientierung, betonte Klaus Sachs-Hombach (Tübingen), doch längst nicht alle Karten dienten ihr in einem so konkreten Sinn.

Globen, deren Herstellung seit dem sechzehnten Jahrhundert boomte, wurden von den gesellschaftlichen Eliten mehr und mehr als Statussymbole in Szene gesetzt, aber auch als Sinnbilder für Gelehrsamkeit und Weltoffenheit, so Jan Mokre (Nationalbibliothek Wien). Seit den Entdeckungsreisen gab es endlich genug Wissen, um die Globen rundherum zu füllen, verbliebene weiße Flecken wurden mit Texten zu Reiserouten, landestypischen Produkten oder Bodenschätzen verdeckt, bunte Fähnchen markierten die Besitzansprüche der europäischen Mächte. Zugleich bekamen die Erdgloben einen Zwilling, den Himmelsglobus. An diesem zeigte sich am deutlichsten, dass eine neue Weltstunde geschlagen hatte: Am Sternhimmel der Südhälfte sahen die Menschen nicht mehr die Gestalten der griechischen Mythologie, sondern all die seltsamen, faszinierenden Dinge, über die die Reisenden und Eroberer berichteten: Indianer, Tukan, Pfau, Chamäleon und Schwertfisch wurden am Himmel zu Projektionen der europäischen Expansion nach Übersee, so Mokre. Die Globen waren „Bild- und Erinnerungsräume der frühneuzeitlichen Protoglobalisierung“.

Die Bilder der mythischen Helden verschwanden aus den Sternkarten erst zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Zuvor hatte ihre kunstvolle Ausarbeitung es fast unmöglich gemacht, die Sterne wiederzufinden. Auf den neuen Karten war das nackte Sternengewimmel zwar exakt verzeichnet, zugleich aber waren sie für den Laien uninteressant geworden, so Jürgen Hamel (Archenhold Sternwarte Berlin).

Orientierung ganz anderer Art boten an der Wende zum achtzehnten Jahrhundert Karten, die nach Art von Positionspapieren und frei von jedem geographischen Realitätsbezug zu allen Fragen Position bezogen, über die in den erstarkten Frömmigkeitsbewegungen gestritten wurde. Franz Reitinger (Salzburg) präsentierte eine Karte des sächsischen Theologen Valentin Ernst Löscher, mit dem dieser die lutherische Orthodoxie verteidigen wollte. Jenseits des Wendekreises des Krebses, am dem sich die Sonne der göttlichen Gnade abwendet, liegen die Länder Fanatica (Pietisten) und Romanica (Katholiken). Sie umfassen den See des Verderbens und die Provinzen der Heuchelei, der Visionen und der Unwissenheit und sind durchzogen vom Fluss des Aberglaubens. Im „Reich der Pietät“ hingegen fließt der Fluss des göttlichen Worts an der Wüste der Phantasie vorbei durch die Provinzen der Liebe, der Erleuchtung, der Andacht und der Reinigung zur Insel der Glückseligkeit. Bilder sprechen uns unmittelbar an als Texte, so Sachs-Hombach, man sollte nur die Projektionsverfahren kennen. MANUELA LENZEN

Um des Kontrasts willen wechseln wir zu einem Autor, der gern in die Nähe der neuen Realisten gerückt wird. Auch Paul Boghossian hält es recht emphatisch mit einer Wahrheit, die sich nicht auf unsere Zugangsmöglichkeiten zu ihr herunterbrechen lässt („Angst vor der Wahrheit“. Ein Plädoyer gegen Relativismus und Konstruktivismus, Berlin 2013). Deshalb soll der vor allem geistes- und sozialwissenschaftliche Relativismus der Widerspruchlichkeit überführt werden.

Boghossians Buch, im Original bereits 2006 erschienen, ist eine späte Reaktion auf die Konjunktur der Rede von der „sozialen Konstruiertheit“ von Gegenständen. Dem Autor erscheinen alle großen Figuren einer selbstkritischen analytischen Tradition als Beförderer eines fatalen, weil alle möglichen Erkenntnisansprüche neben der einzig legitimen richtigen Wissenschaft behandelnden Unfugs: Hilary Putnam, Nelson Goodman, Richard Rorty ohnehin. So landet Boghossian schließlich bei Kant und dessen Verneinung, „dass die Welt, insoweit wir sie erkennen können, unabhängig von den Begriffen sein kann, mit denen wir sie erfassen“.

Da ist mit der philosophischen Patenschaft Kants wieder der gemeinsame Nenner der neuen Realisten berührt. So wie sich auch Quentin Meillassoux, prominenter französischer Vertreter der „spekulativen“ Variante, in seinem Beitrag für den Horror-Sammelband an Kant abarbeitet: um via Science-Fiction plausibel zu machen, dass man sich doch immerhin eine Welt denken könne, die unsere Gesetzeserwartungen auf eher bescheidene Weise unterläuft und in der wir trotzdem als Erkenntnissubjekte nicht verloren sind.

Boghossian, der mit seinem Realismus auf eine solide Welt hinauswill, fände das vermutlich kurios. Alfred Polgar hatte sich zu den unbeobachteten Dingen auf seine Weise ins Verhältnis gesetzt. Karl Kraus fand übrigens auch eine Variante der Frage nach den Begegnissen ohne Beobachter: „Ist eine Frau im Zimmer, ehe einer eintritt, der sie sieht?“ Das war zwar unkorrekt, zeigte aber doch hübsch, wie man aus der Philosophie zum Common Sense zurückkehren und daraus rhetorisch Kapital schlagen kann. HELMUT MAYER

Was Clausewitz mit Kleist und Schiller verbindet

Unmodisch und frei: Der Historiker Peter Paret feiert seinen neunzigsten Geburtstag

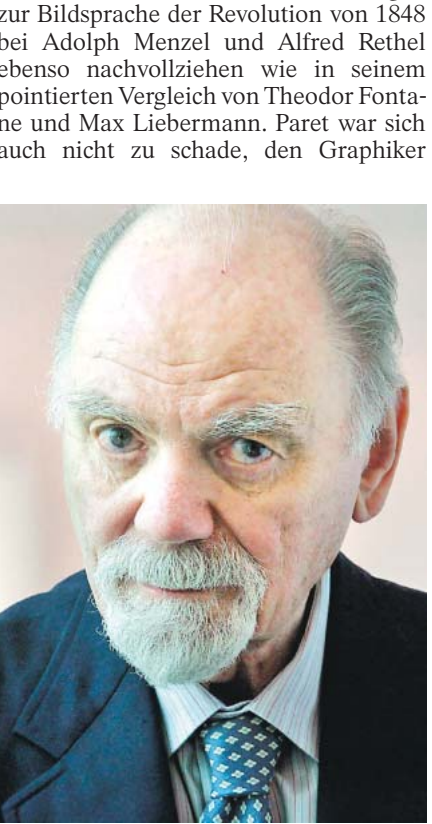
Im Berlin der Weimarer Republik, nahe dem Kemperplatz am östlichen Rand des Tiergartens, wurde Peter Paret geboren – dort, wo sein Großvater, der Kunsthändler und Verleger Paul Cassirer, einen schon zu Lebzeiten legendären Salon unterhielt, über den er Werke der Moderne förderte. Als Kind besuchte Paret das Atelier des alten Max Liebermann und anderer Nachfolger der Berliner Sezessionisten, denen Paul Cassirer den Weg zu bahnen versuchte. Achtjährig verließ er Berlin im Januar 1933, um seiner Mutter nach Wien zu folgen, wo sie sich nach ihrer Flucht einer Lehranalyse bei Sigmund Freund unterzog.

Über Frankreich und England kam er 1937 in die Vereinigten Staaten. Paret, einer der feinsinnigsten Historiker unserer Zeit und zuletzt Professor am Institute for Advanced Study in Princeton, konnte dem Hass der Nationalsozialisten entgegen. Das kulturelle Erbe, das diese zerstören wollten, hat er den Deutschen als Geschichtsschreiber und Kunstkennner zurückgegeben, so durch seine Studien zur Geschichte der Berliner Sezession, die er 1981 in Berlin wieder zur Schau stellte, zu Ernst Barlach und zur künstlerischen Moderne seit dem neunzehnten Jahrhundert. Paret hat gezeigt, dass subjektive Erfahrungen uns neue Perspektiven auf historische Themen eröffnen können, wenn sie sich mit intellektueller Offenheit paa-

ren. Am Beginn seiner Karriere, die ihn von der Promotion in London 1960 über die University of California in Davis nach Stanford und schließlich nach Princeton führte, stand die Beschäftigung mit Krieg und militärischen Strategien. Das waren damals wie heute unmodische Themen. Paret hat stets betont, wie grundlegend sie für unser Verständnis der Neuzeit sind. Er selbst erlebte den Zweiten Weltkrieg als Soldat der amerikanischen Armee in Neuguinea und auf den Philippinen. Seinen damaligen Kameraden, ebenso wie jenen auf der gegnerischen Seite, widmete er vierzig Jahre später sein großartiges Buch „Imagined Battles“. Es handelt von der Kriegserfahrung in der künstlerischen Vorstellungswelt von Piero della Francesca über Jacques Callot bis hin zu Otto Dix – gehört aber leider nicht zu den Büchern Paretis, die ins Deutsche übersetzt worden sind.

Auch in den seltenen Fällen, in denen seine militärischen Studien einen aktuellen Anlass hatten, etwa zur Guerrillataktik im zwanzigsten Jahrhundert, betonte Paret ein Anliegen, dem er bis heute treu geblieben ist. Jedes Thema verdient es, aus dem ihm eigenen Kontext verstanden und von ideologischen Vereinnahmungen entschlackt zu werden. Das gilt auch und gerade für die Kunst. Das Verhältnis von sozialer und politischer Umwelt einerseits, künstlerischer und intellektueller Kreativität andererseits hat Paret nie de-

terministisch gedeutet, sondern stets versucht, es über den Einzelfall zu erhellen. Man kann dies in seinen Beobachtungen zur Bildsprache der Revolution von 1848 bei Adolph Menzel und Alfred Rethel ebenso nachvollziehen wie in seinem pointierten Vergleich von Theodor Fontane und Max Liebermann. Paret war sich auch nicht zu schade, den Graphiker



Peter Paret Foto Thomas Müller/Agentur Focus

Hans Schweitzer, der den Nationalsozialisten Karikaturen und politische Plakate lieferte, einer Analyse zu unterziehen.

Die produktive Mischung aus Nähe und Distanz zur Geschichte hat Paret nicht zuletzt in seinen zahlreichen Arbeiten und Editionen zu Carl von Clausewitz umgesetzt. Paret zeichnet den preußischen Strategen und militärischen Reformen des frühen neunzehnten Jahrhunderts als kreativen Denker seiner Zeit, in einer Reihe mit ihren großen Dichtern wie Schiller und Kleist. Den breiten Interessenhorizont von Clausewitz hat Paret schon früh betont. Zuletzt hat er den schönen, an die Brüder Humboldt erinnernden Begriff von Clausewitz als einem „ungewöhnlich suchenden Beobachter“ einer neuen Phase der europäischen und der Weltgeschichte um 1800 geprägt.

Man kann Paretis Themenbreite auch als Reflex eines Emigrantenmilieus deuten, das die besten Traditionen des deutschen Bildungsbürgertums in die Gegenwart gerettet hat. Solche Bezüge überkreuzten sich zweifellos in jener Generation der jungen Emigranten aus den dreißiger Jahren, die früh zu Amerikanern wurden. Als Student in Berkeley hörte Paret Vorlesungen der älteren Emigranten, so des Rechtsphilosophen Hans Kelsen und des Mediävisten Ernst Kantorowicz, der erst 1939 in die Vereinigten Staaten geflüchtet war. Von Kantorowicz lernte er den „Respekt vor den Belegen“, der noch

Alles beobachterabhängig?

Der neueste Realismus

„Niemals öffne ich nachts, heimkehrend, die Wohnungstür“, schrieb Alfred Polgar einmal, „ohne ein wenig absichtlichen Lärm zu machen.“ Denn er wolle nicht überrascht werden: Würde seine Abwesenheit von den Dingen benützt, um aus der Disziplin der Naturgesetze zu springen, so sollten sie noch Zeit genug bekommen, „in die gewohnte dreidimensionale Ordnung zurückzuschlüpfen“.

Wie sie es gemeinhin ja auch tun, weil sie die gewohnte Ordnung selbstverständlich nie verlassen haben, sagen die einen. Aber wer weiß, sagen andere, woher wollen wir wissen, was geschieht, wenn es gar keinen Beobachter gibt? Und vielleicht benehmen sich Dinge ja sogar in unserem Beisein daneben, und wir bemerken es bloß selten. Aber warum sollte nicht ein Buch, das wir in der Hand haben, plötzlich doch zu sprechen beginnen, so wie in all den kurios-schauerlichen Begebenheiten, von denen die Science-Fiction-Literatur voll ist?

Das sprechende Buch haben wir uns nicht ausgedacht, wir entnehmen es dem Vorwort zu einem Sammelband über „spekulativen Horror“ („Abyssus intellectualis“. Spekulativer Horror. Hrsg. von Armen Avanesian und Björn Quiring. Merve Verlag, Berlin 2014). Auf der Horrorkala der eigenwilligen Dinge und Lebewesen, mit denen Science- und Pulp-Fiction aufwarten, stehen allerdings sprechende Bücher ziemlich weit unten. Aber sie reichen hin, um zu erläutern, was es mit einer philosophisch gemeinten Aneignung dieses Horrors auf sich hat. Denn um eine Philosophie geht es dabei, die seit einiger Zeit unter dem Titel „spekulativer Realismus“ auch durch die Feuilletons geistert. Es gibt diesen Realismus von einer eher akademischer Ausführung („Neuer Realismus“) bis zur philosophisch-literarischen Off-Avantgarde, dann mit Übergang in die Kunstszene. Kleinster gemeinsamer Nenner ist die Überzeugung, dass die Wirklichkeit nicht nur unter den Bedingungen der Möglichkeit unserer kognitiven Verarbeitung zugänglich sei.

Originell ist daran, dass die neuen Realisten ihr Programm gern als eine Art epistemischer Wurzelbehandlung von fatalen intellektuellen Neigungen ansehen. Die Übel heißen „Postmoderne“, „Relativismus“ und „Konstruktivismus“. Bleiben wir vorerst bei dem Band über den „spekulativen Horror“. Seine Beiträge halten sich mit Beschreibungen der „postmodernen Kondition“ nicht lange auf, weil sie ohnehin gleich aufs Ganze gehen, nämlich auf Beschreibungen einer Realität, die Kaporien schlägt und uns auf diese Weise vor Augen führt, dass es mit ihrer Bündigung durch unsere Begriffe und Wahnehmungsschemata nichts wird. Freilich ist es eine fiktive, aus der Science-Fiction bezogene „Realität“, die hier als Statthalter einer kognitiven Unverfügbarkeit auftritt.

In der Verknüpfung mit dem Thema der Science-Fiction bekommt die Marke „Realismus“ hier einen abgründigen Akzent. Wozu auch eine zeitdiagnostische Komponente gehört, denn der Horror soll ja nicht bloß fiktiver Regelbruch sein, sondern der Schlüssel, um die Normalität zu verstehen. Ausweislich des Vorpruchs des Herausgebers soll die Orientierung an der beschworenen unverfügbaren Realität irgendetwas auch zeitgemäße Widerstandsformen und Fluchtwege – also wohl gegen und aus dieser Normalität – finden helfen.

Um des Kontrasts willen wechseln wir zu einem Autor, der gern in die Nähe der neuen Realisten gerückt wird. Auch Paul Boghossian hält es recht emphatisch mit einer Wahrheit, die sich nicht auf unsere Zugangsmöglichkeiten zu ihr herunterbrechen lässt („Angst vor der Wahrheit“. Ein Plädoyer gegen Relativismus und Konstruktivismus, Berlin 2013). Deshalb soll der vor allem geistes- und sozialwissenschaftliche Relativismus der Widerspruchlichkeit überführt werden.

Boghossians Buch, im Original bereits 2006 erschienen, ist eine späte Reaktion auf die Konjunktur der Rede von der „sozialen Konstruiertheit“ von Gegenständen. Dem Autor erscheinen alle großen Figuren einer selbstkritischen analytischen Tradition als Beförderer eines fatalen, weil alle möglichen Erkenntnisansprüche neben der einzig legitimen richtigen Wissenschaft behandelnden Unfugs: Hilary Putnam, Nelson Goodman, Richard Rorty ohnehin. So landet Boghossian schließlich bei Kant und dessen Verneinung, „dass die Welt, insoweit wir sie erkennen können, unabhängig von den Begriffen sein kann, mit denen wir sie erfassen“.

Da ist mit der philosophischen Patenschaft Kants wieder der gemeinsame Nenner der neuen Realisten berührt. So wie sich auch Quentin Meillassoux, prominenter französischer Vertreter der „spekulativen“ Variante, in seinem Beitrag für den Horror-Sammelband an Kant abarbeitet: um via Science-Fiction plausibel zu machen, dass man sich doch immerhin eine Welt denken könne, die unsere Gesetzeserwartungen auf eher bescheidene Weise unterläuft und in der wir trotzdem als Erkenntnissubjekte nicht verloren sind.

Boghossian, der mit seinem Realismus auf eine solide Welt hinauswill, fände das vermutlich kurios. Alfred Polgar hatte sich zu den unbeobachteten Dingen auf seine Weise ins Verhältnis gesetzt. Karl Kraus fand übrigens auch eine Variante der Frage nach den Begegnissen ohne Beobachter: „Ist eine Frau im Zimmer, ehe einer eintritt, der sie sieht?“ Das war zwar unkorrekt, zeigte aber doch hübsch, wie man aus der Philosophie zum Common Sense zurückkehren und daraus rhetorisch Kapital schlagen kann. HELMUT MAYER